

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

(Fortsetzung.)

Es geschah ganz unvermittelt, daß Marguerite Barrel mitten im Vorlesen stockte, daß sie Paul Bourgets „Un divorce“ in den Schoß sinken ließ, daß über die Blätter des Romans hinweg ihre Augen die junge Schlossherrin suchten, daß sie abgerissen hervorstieß:

„Frau Marquise — lassen Sie mich fort!“

Die junge Witwe zog unwillkürlich die Schultern hoch. „Wie meinen Sie das, Marguerite — ich soll Sie fortlassen?“

„Ich möchte St. Chamant verlassen!“

„Wann denn?“

„Wenn es möglich wäre, Frau Marquise — heut noch!“

„Kind — ist irgend etwas geschehen, was Sie forttreibt?“

Die junge Elshäuserin schloß das Buch, warf es beiseite auf ein Ruhebett, sprang auf.

„Es ist nichts geschehen, Frau Marquise — aber ich muß doch fort! Ich — es ist nicht möglich, daß ich auch nur achtundvierzig Stunden noch bleibe!“

Auch Zutta hatte sich erhoben. Langsam trat sie zu dem erregten jungen Mädchen hin, legte ihr beschwichtigend die Hand auf den Arm. Sie sah Marguerites fieberig glänzende Augen, sie hörte den angstvollen Ton ihrer Worte, sie sah das Zucken der Werven um Augen und Mundwinkel — sie sah das alles und verstand nicht und suchte doch zu beruhigen, zu begütigen.

„Marguerite — Sie müssen Vertrauen zu mir haben! Sie müssen mir ehrlich und offen sagen, was Sie von hier forttreibt, was Ihnen geschehen ist!“

„Ich kann das nicht, Frau Marquise.“

„Dann darf ich auch nicht meine Zustimmung dazu geben, daß Sie St. Chamant verlassen. In dieser Verfassung verlassen, in der Sie sich gegenwärtig befinden. Ich könnte es einfach nicht vor mir selbst verantworten.“

„Wenn ich aber doch darum bitte, Frau Marquise...“

„Ich tu's trotzdem nicht, Marguerite, sofern Sie mir nicht den Grund nennen. Sie wissen, daß draußen der Krieg tobt, daß Paris von der halben Einwohnerschaft verlassen ist, daß alle Geschäfte stocken, daß sich Ihnen unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum Existenzmöglichkeiten bieten würden. Wie dürfte ich da meine Zustimmung geben, daß Sie sich dem blinden Zufall überlassen, daß Sie in das sichere Nichts hineinlaufen — einzig um einer augenblicklichen Stimmung, um einer vorübergehenden Depression willen. Denn das ist es doch, worunter Sie leiden.“

Die kleine Marguerite Barrel hatte die Hände

ineinander gekrampft. Ihre Augen flehten und bettelten; ihre Stimme hegte.

„Es ist mehr, Frau Marquise! Es ist — ich darf doch nicht ruhig hier sein... und mir mitansetzen — wie... heut — oder morgen — oder irgendwann in einer der nächsten Nächte...“

Da brach die Stimme ab; da lief ein freudiger Schein über ihr Gesicht. Und Marguerite Barrel wäre hintenübergestürzt, hätte die junge Witwe sie nicht aufgefangen.

Der alte Frederic hastete zum Kavalierrhaus hinüber, zwei Hausmädchen trugen die Ohnmächtige in ihr Zimmer hinüber, entkleideten sie, brachten sie zu Bett. Fünf Minuten später stürzte bereits der lange Oberstabsarzt Doktor Hartmann ins Schloß, jagte die Treppen hinauf, gab der Dienerschaft allerlei höchst energische aber überflüssige Befehle, fand vor der jungen Schlossherrin nur ein höchst konventionelles kurzes Padenklappen und verschwand dann im Zimmer der Patientin.

Fast eine Viertelstunde dauerte es, bis die junge Marquise zu dem Krankenbett zugelassen wurde. Dann gab es zwischen ihr und dem langen Doktor eine sehr eingehende Konferenz, in der sie die vorübergegangene Szene minutiös genau schildern mußte, worauf der Oberstabsarzt in tiefes Nachdenken versank, bis er endlich mit weisheitsvoll gerunzelter Stirn erklärte, vorläufig noch keine Diagnose stellen zu können.

Das Einzige, was er vorläufig sagen könne:

Eine schwere seelische Erschütterung, deren Ursachen erst später geklärt werden könnten. Eine tiefe Ohnmacht, ein Nervenschoc... und was derart erfreuliche Perspektiven mehr waren.

Möglich — Mademoiselle Marguerite war binnen acht Tagen wieder munter wie ein Fisch im Wasser; möglich auch — es dauerte Wochen, bis sie wieder aufstehen durfte. Das hing davon ab, wie schwer die offenbare Nerventrise auf den körperlichen Organismus gewirkt hatte und ob etwa Fieberphantasien hinzutraten.

Die junge Schlossherrin war von dieser Diagnose tief erschüttert. Erst jetzt fühlte sie, wie nah die letzten Wochen ihr die kleine Marguerite Barrel gebracht hatten.

Und in ihrer Stimme lag ein förmlich beschwörender Unterton, als sie gedämpft verkehrte:

„Unbequemlichkeiten und Kosten spielen keine Rolle, Herr Oberstabsarzt — nur sorgen Sie dafür, daß Marguerite Barrel recht schnell wieder gesund wird.“

Worauf der lange Oberstabsarzt nur die trockene Erwiderung fand:

„Kosten gibt es dabei nicht, gnädigste Marquise. Und das, was Sie Unbequemlichkeit nennen, ist eine ärztliche Pflicht, die ich sogar — abgesehen von der Traurigkeit des Falles — mit Freuden erfüllen werde!“

Herzlich dankender Händedruck von der einen Seite — Handkuß von der andern Seite... damit war die erste Konferenz am Krankenbett erledigt.

Die junge Marquise zog sich wieder in ihre Gemächer zurück; der Oberstabsarzt verschwand mit dem Versprechen, am selben Abend noch einmal nach der Patientin zu sehen. Vorläufig wenigstens ließe sich nichts tun; man müsse die weitere Entwicklung abwarten.

Im übrigen — ob Tag oder Nacht... eine einfache Benachrichtigung der Frau Marquise genüge — er sei jederzeit zur Stelle.

In der Tür wandte er sich noch einmal zurück. Seine ehrlichen blauen deutschen Augen suchten ein blutleeres schmales Jungmädchengesicht, darum das gelöste lockige Haar wie ein kostbarer prunkender Rahmen lag.

Seine kleine Marguerite Barrel — sein tapferer aufrechter Kamerad... und lag jetzt so jämmerlich zusammengebrochen in den Kissen!

Hals der Dewel — man hatte es weiß Gott nicht leicht im Leben!

Aber hier wollte er mal zeigen, was der königlich preußische Oberstabsarzt Doktor Georg Hartmann gelernt hatte!!

Drei Wochen waren ins Land gegangen, seit man die sterbliche Hülle der alten Marquise de St. Chamant zu Grabe getragen — seit drei Tagen sah die junge Schlossherrin abends wieder den Kreis ihrer deutschen Gäste um sich.

Nicht aus einem inneren Bedürfnis heraus geschah es, nicht aus einem Hunger nach Geselligkeit und Menschen, daß Jutta wieder allabendlich die deutschen Offiziere im großen Bankettsaal des Schlosses um sich sammelte — vielmehr aus dem Empfinden heraus, daß es eine Pflicht der Gastlichkeit sei, diesen aufrechten Männern, denen der Tag und oft auch die Nacht eine Kette von Arbeit, Nachdenken und intensivster Nervenspannung bedeutete, diesen Männern wenigstens für eine Stunde des Abends die fehlende Häuslichkeit zu ersetzen.

Ob es sie gleich Ueberwindung kostete, ob sie sich auch gewaltsam aus der stillen Zurückgezogenheit ihrer Trauer herausriß — sie übernahm keine der tausend kleinen Pflichten der Gastfreundschaft. Und mochte auch die laute Fröhlichkeit fehlen, mochte der Tod einer alten Frau auch immer noch wie ein Druck über allen Menschen und Räumen lasten — das Herz ging der jungen Marquise auf, wenn sie im Bankettsaal diesen durch die Konvention nur mühsam gedämpften Frohsinn um sich beobachtete, wenn sie sah, wieviel sie all diesen deutschen Offizieren mit der einen armseligen Stunde eines gemeinsamen Abendessens im Schloß bot.

Nur heut empfand sie keine rechte Freude darüber. In ihr zitterte noch immer der Schreck über die Ohnmacht der kleinen Marguerite Barrel, die oben bewußtlos in den Kissen lag, deren Wiederherstellung sich vielleicht monatelang hinausziehen konnte.

Das Ereignis war natürlich im Schloß wie im Kavalierrhaus eingehend erörtert worden. Jeder kannte ja die zierliche Esfasserin; jeder wußte, wie tapfer sie dem Doktor Hartmann am Krankenbette der alten Marquise beigestanden und Kameradschaft geleistet.

Was Wunder, daß ihre läche schwere Erkrankung abermals einen dunklen Schatten über die Abendgesellschaft warf.

Und so war es denn nicht einmal auffällig, daß der Rittmeister Brinnow — nach aufgehobener Tafel und als die Herren mit einer Zigarette und einer Tasse Koffa noch in den Vorzimmern herumstanden, ehe sie sich von der Gastgeberin verabschiedeten — den Rest seiner Zigarette in einem Aschbecher ausdrückte, die Koffatasse beiseite stellte und zu der Schlossherrin trat.

„Gnädigste Marquise — darf ich mich erkundigen, ob in dem Zustande Fräulein Barrels bereits eine Aenderung eingetreten ist?“

Sie hatte sein Näherkommen nicht bemerkt; sie zuckte bei dem unvermuteten Klang seiner Stimme unwillkürlich zusammen und vermochte nicht zu verhindern, daß ihr ein leises Rot über die Wangen flog.

„Herzlichen Dank für Ihre lebenswürdige Anteilnahme, Herr Rittmeister. Der Herr Oberstabsarzt ist eben bei unjerner jungen Patientin und ich warte sehnsüchtig auf seine Rückkehr.“

„Ich wünsche Ihnen und uns, gnädigste Marquise, daß er recht günstige Nachrichten bringt.“

„Gott gebe es, Herr Rittmeister.“

Der bayerische schwere Reiter konnte die Augen nicht von ihr loskriegen. Dieser leise Schatten von Trauer, der sich wieder auf ihr Gesicht senkte, gab den vornehmen Jüngen einen eigenen fremden Reiz.

Und dann glitt ihm ein Bemerkten über die Lippen — ein gefährliches Wort, das er zurückdrängen wollte und doch halblaut murmelte:

„Gnädigste Marquise — die Atmosphäre Frankreichs ist unbarmherzig gegen Sie.“

Sie warf den Kopf in den Nacken. Die Nästern ihrer edel gemeißelten Nase zitterten etwas, als sie entgegnete:

„Wie soll ich das verstehen, Herr Rittmeister?“

Und er darauf:

„Die Menschen, denen hier in Frankreich Ihr Herz gehört, Frau Marquise — diese Menschen stehen unter keinem glücklichen Stern.“

Sie sah ihn starr an; dann lächelte sie abermals. Und wieder war es das maskenhafte leere Lächeln, das ihm wehtat.

„Vielleicht habe ich das selbst verschuldet, Herr Rittmeister. Solange Frankreich mein Herz gehörte, beschloßte dieses Land auch all die Menschen, die diesem meinem Herzen nahe standen. Jetzt rächt es sich wohl dafür, daß ich fahnenflüchtig geworden bin.“

Seine Augen hafteten noch immer an ihren Zügen. Er fragte zwischen den Zähnen:

„Gnädigste Marquise wollen Frankreich verlassen?“

„Ich hab Heimweh bekommen nach Deutschland, Herr Rittmeister.“

„Und die Ueberfiedlung soll bald erfolgen?“

Sie schüttelte leise verneinend den Kopf. Sie sah an ihm vorbei.

„Ich weiß es noch nicht. Das hängt ja auch davon ab, wann der Herr Oberstabsarzt uns die Genesung der kleinen Marguerite in sichere Aussicht stellen kann. Vielleicht also bin ich gezwungen, noch lange Monate in St. Chamant zu bleiben.“

„Gnädigste Marquise geben viel auf, wenn Sie St. Chamant verlassen.“

„Vielleicht weniger, als Sie vermuten, Herr Rittmeister. Denn nicht wahr — Erinnerungen kann man auch über eine Landesgrenze mitnehmen.“

Da war es dem bayerischen schweren Reiter, als wüchse zwischen dieser schönen jungsten Frau und ihm selbst ein Schatten auf — ein Spuk — ein schemenhaftes Gespenst... der weiland Marquis René de St. Chamant, der seit Jahren im Erbegräbnis schlummerte.

Und der Klang seiner Stimme war kalt, als er versetzte: „Ganz recht, gnädigste Marquise, Erinnerungen kann man auch über die Landesgrenze mitnehmen.“

„Erinnerungen — sie werden auch das einzige Gute sein, das ich mir mitnehme. Denn was ich sonst noch in diesem Lande empfang, das mag Frankreich behalten.“

Rätselhafte Worte, deren Sinn er nicht zu deuten wußte. Und vielleicht — vielleicht hätte schon die nächste Minute ihm eine Lösung gegeben, wäre nicht der lange Oberstabsarzt in der Türe aufgetaucht.

Eine Sekunde blieb er suchend stehen, dann hatte er die junge Schlossherrin entdeckt, schlängelte sich durch das Gewühl der Uniformen zu ihr hindurch.

Sein Rapport war kurz:

In dem Zustande der jungen Patientin hatte sich vorläufig noch nichts geändert. Wie gesagt — man mußte abwarten und hoffen. Vorläufig lautete die einzige Parole: — die Hände im Schoß zusammenlegen, aber die Augen offenhalten und jede Sekunde bereit sein, zuzuspringen.

Da strich sich die junge Witwe mit tastender Handbewegung über die Stirn.

„Es können also noch Wochen vergehen, Herr Oberstabsarzt, ehe Mademoiselle Marguerite transportfähig ist?“

„Selbst auf diese Frage muß ich mich vorläufig einer Antwort enthalten, gnädigste Marquise. Aber hoffen wir immerhin, daß die nächsten Tage Ihrem Pessimismus keine Nahrung geben.“

„Hoffen wir es.“

Und der müde schleppende Tonfall dieser letzten Worte klang noch immer in dem Rittmeister Brinnow nach, als er zehn Minuten später mit dem Oberstabsarzt über die breite Kiespromenade dem Kavalierrhaus entgegenschritt.

(Fortsetzung folgt.)

Der gestohlene Mord.

Skizze von Max Brelz, Berlin
(Nachdruck verboten.)

Julius Teigel war Stenograph bei der „Morgenzeitung“. Er hatte 100 Mark Gehalt und war dafür der Wärmeleiter, der die glühenden Energien des öffentlichen Lebens ungeföhrt in die Desfentlichkeit weiterleitete. Was der Tag anschwemmt, Taten und freitbare Meinungen, unsauberes Spölicht und glänzende Gerichtsföhigkeiten, frohe Dinge und erschreckende Traurigkeiten, das wurde allabendlich von neun bis morgens um ein Uhr Julius Teigel, dem Stenographen, durch den Fernsprecher diktirt.

Die Polizei liebte ihn und erzöhlt ihm von Einbröchen und Morden; die Feuerwehr malte ihm schreckliche Brände aus, Spitäler und Sanatorien gaben ihm Berichte über das Befinden erkrankter Künstler und höchstehender Persönlichkeiten; Inträger und Menschen mit Verbindungen erzöhlt ihm, so wie man Kindern vor dem Einschlafen Märchen beibringt, alles Bunte und Unwahrscheinliche, das der Abend vorlog. Die ganze Stadt salutirte vor ihm und erflattete gleichsam mit gemertem Säbel Meldung. Wenn er aus der Telephonzelle kam, gingen viele Augen an seinen Lippen; denn jetzt salutirte eine Redaktion vor ihm. Große Angelegenheiten war er wie brennende Scheite vor die erwartungsvollen Redakteure und schürte dann den Brand mit den weißen Blättern, auf denen Einzelheiten, Zahlen und Zeiten mit seiner raschen und nachdröcklichen Schrift vermerkt waren. Blatt um Blatt gab er seine Schätze ab, übertrug das Stenogramm mit jagendem Stift auf das Papier und je mehr er von seiner Beute veräußert hatte, desto föhler wurden die Blöcke, die ihm eben noch freundlich und aufmunternd geföhrt waren. Dit hob er sich als letzte die Nachrichten von der Börse auf. So konnte er das prachtvolle Gefühl: zu gelten, Ueberraschungen zu verhindern, Enttäuschungen hinzuschleudern, bis zum äußersten genießen. Es gab Momente, da er zögerte, den Sturz von Kurven aufzuschreiben, da er nur verworrene Striche auf das Papier malte, so, als ob er den Zusammenbruch von Vermögen noch eine Minute aufhalten könnte. Wenn er aber dann seine ganze Wissenschaft abgegeben hatte, war er bettelarm. Niemand kümmerte sich mehr um ihn, denn alle gingen davon, der nackten Wahrheit bunte Gewänder anzuziehen.

Julius Teigel war kein Poet. Man erzöhlt ihm zu viele Geschichten von dem Schlafengehen, als daß er Lust verspürt hätte, auch nur eine dieser kantigen Geschichten mit dem Sand der Phantasie rund zu schleifen. Er war kein Poet, aber eines dichtete er immer wieder, weil es das Unmögliche, weil es sein Eigenstes war; dieses dichtete er: einmal, ein einziges Mal nur all die Ereignisse, die ihm des Nachts zugerufen wurden, nicht preiszugeben, sie wie Geheimnisse für sich zu behalten, ihre Keuschheit zu bewahren, sie nicht zur Schau zu stellen. Er hatte das inbrünstige Verlangen, über verweifte Liebhäber den Mantel seines Schweigens zu breiten, die Schönheit eines Feuers für sich zu behalten. . . . o ja, . . . aber all dies blieb sein ungeschriebenes Gedicht. Er trug die große Gebärde des Verschweigens, aber seine Tat war das atemlose Neben.

Die Redaktion der Morgenzeitung war angefüllt von Stille. Allzu härmisch sind die Begebenheiten, die in einer kleinen Redaktion an eine kleine Redaktion heranrollen, eben nicht. Der Chef überlas seinen Leitartikel, der Nachredakteur war im Seyerkaal. Mitternacht hatte geschlagen, das Blatt war fast geschlossen, denn es sollte als erstes der drei Zeitungen der kleinen Stadt erscheinen. Schreibtische standen wertenlos und unwichtig im grünen Schein verkleideter Glöhlichter. Sie sahen unnützlich und abgebraucht aus wie die Worte, die an ihnen geschrieben waren. Ein Duft von Zigaretten und Maschinenöl schwamm kalt und fettig in der erschöpften Luft.

Julius Teigel malte mit wermüddlicher Beharlichkeit immer wieder die Grimasse eines Politikers auf ein Blatt Papier. Es war nun nichts mehr zu erwarten. Die Korrespondenten hatten sich für heute ausgegeben. Er schaute in die stille Unordnung des Zimmers hinein, in diese Teller mit den Speisereifen, in flebrige Gläser, verstreute Papiere, aufgeklappte Bücher, hinein in verzitterte Spannungen, die nun in Seyerkästen und Druckmaschinen rumorten, um in wenigen Stunden zu verschlafenen Menschen zu kommen, die sie aufrütteln und brauchbar machen sollen für das wache Getriebe des Tages. Herr Julius Teigel söhrt mit dem Meißel durch das verwirrte Haar und denkt . . . eigentlich an nichts. Vielleicht ein wenig an die letzte Premiere und an die wunderöhöne Veronika Karr . . . oder an den Einbruch in der Süßenstraße Nummer 81 . . . und wieder an Veronika Karr, die nicht nur die größte Künstlerin, die auch der lebenswerteste Mensch . . . ja, ja, Stenograph mit hundert Mark . . . Ueber-schwemmung des Obro . . . Reblaus in Niederösterreich . . . und der Wandertzirkus Hibalespo kommt . . . und Sturmflut in China . . .

„Herr Teigel . . . Herr Teigel . . . schläft der Mensch?“ ruft der Nachredakteur, er ist did und groß und wölft sich wie ein Meer an den Stenographen heran. „Sturmflut in China,“ denkt Julius Teigel und fährt aus dem Traum.

„Teigel, hören Sie denn nicht? Telephon!“

Der Stenograph lallert aufgeschreckt zur Zelle, nimmt den Hörer ab: „Morgenzeitung?“

„Hallo . . . Sind Sie's, Teigel? Hier Korrespondenz Klühn. Eine schreckliche Nachricht! Veronika Karr ist ermordet. Der Herrmann, abends hat er noch den Bohengrün gefungen, hat sie erschossen. Eiferfucht. Fix, Teigel, daß Ihr's noch ins Blatt bekommt, ich rufe in fünf Minuten nochmal an und gebe Euch Einzelheiten. Warten Sie am Apparat!“

Julius Teigel legt den Hörer auf. Das Klingeln des Telephons steht noch in der Zelle, bohrt Gänge in sein Hirn, und über diesem zadjigen Ton, diese hastige, von geschäftiger Erregung gerötete Stimme, die von Veronika Karr erzählt und von ihrem Ende. Mit auseinander fallenden Lippen sieht er einen Augenblick lang, dann gräbt ein harter Einsall eine Furche in sein Gesicht: „Nein!“

Die Nacht ist in seinen Händen! Er kann den Tod unterschlagen. Er, der keine Stenograph, kann den Tod unterschlagen. Gönnerhaft und hinterhältig blinzelt er durch das Fensterchen der Telephonzelle: wie einer, der sich den Spaß macht, vor Kinder hinzutreten mit leeren Händen und dabei die Taschen voll Baderwert hat. Aber er wird die Taschen zuknöpfen. Er befraudiert einen Mord! Die ganze Redaktion ist jetzt so winzig klein vor ihm, er aber wächst ins Riesenhafte, das macht: er steht auf dem unterschlagenen Sterben der schönen, feinen Veronika Karr.

Kommt der Nachredakteur, eilig:

„Wer rief denn, Teigel, so spät noch?“

„Sehr ruhig, sehr gefast antwortete der: „Ah, ein Freund fragte, ob ich noch ins Café komme.“

„Sorgen!“ brummt der Vorgefekte, und geht in die Seyererei.

Und Julius Teigel steht mit zitternden Knien vor der Zelle. Ergrißen von sich selbst, diesem plöckigen Geist der Aufsehmung nicht gewachsen, erschüttert von einer Pflichtverletzung. Er möchte ein Recht haben zu schweigen . . . ein Recht! Wenn er jetzt die Nachricht weitergibt . . . ihm fällt ein, wie holdselig Veronika Karr gelächelt hat, als er sie noch gestern im Wagen fahren sah und sie grüßte.

Ein Lächeln war wie eine Blume in seinen Hut gefallen.

Ja, er liebte, ganz, ganz heimlich liebte er die große Veronika Karr.

Er überdenkt, welcher Aufruhr nun entstehen wird, wenn er das Schreckliche preisgibt. Wenn er es auf ein Blatt Papier hinwirft, wenn es von ein paar Menschen mit flinken Fingern geordnet, in Buchstaben gegossen, in Briefen zur Wahrheit gemacht wird, wenn es in wenigen Stunden hastig hinausläuft, von Weibern mit heiseren Stimmen in alle Straßen getragen, angepriesen, ausgeschrieben würde:

„Der Diebling unseres Stadttheaters, Veronika Karr, ermordet! Die Tat eines Eiferföhigen!“

Die tote Veronika wird durch den fröstelnden Morgen gezerrt, geschleift, verkauft. Eine verschlafene Stadt, die vor dem kuppelnden Ruf aufwacht, den Kaffee zur Seite schiebt, diese Menge wird sich über die Arme, Golde beugen, wird mit roten Augen ihre Wunde begaffen. Nein! Auch wenn er schweigt, wird es die Stadt wissen. Denn die anderen Blätter, die werden reden. Oh ja. Mögen sie. Julius Teigel mit den abgegangnen Röllchen und dem vom Staub eingefassten Hemdtragen spärt plöcklich eine große Keuschheit, etwas Klares, Gutes. Er hat kein Teil an dem, was geschieht. In einer Viertelstunde sind diese Räume hier fröhler, alle Türen versperet, kein Mord kann sie heute mehr aufspringen.

Da lähmt ihn ein Einsall, bricht wie ein Quall in die Stille seines Schürens nach dem Recht: er hat noch nicht alles getan! In wenigen Sekunden wird der ersten Meldung eine zweite, eine dritte, eine Kette von Fernrufen des fleißigen Herrn Klühn folgen: Wie ein Blitz, alle Tiefen und Möglichkeiten durchseidend, alle Notwendigkeiten erbellend, zukt seine Ueberlegung. Dann zieht Julius Teigel sein Taschennmesser, dasselbe, mit dem er vor zwei Stunden sein kleines Abendbrot zerteilte, und drückt sich schon in die Zelle, zu dem einzigen Telephon der kleinen Redaktion. Ein rascher Schritt in die Leitungsdrähte, und noch einer . . . und schon winkelt sterbend die Glocke, aber er sögt in die Dröhre hinein, erstickt das verräterische Läuten. Die Dröhre schalen sich wie Wunden aus der Isolierung . . . die Glocke ist still . . . die wird schweigen . . . Man weiß er, daß er diese Räume nie mehr betreten wird, weiß, daß man ihn morgen vielleicht wegen böshafter Sachbeschädigung verhaften wird, weiß auch, daß er aus dieser Zelle ins Kleid geht. Aber er trägt es ohne Beschwerde, wie ein Verachteter sein Leid trägt.

Der Nachredakteur: „Feines Blatt heute. Gute Nacht Teigel.“

Da spärt der Stenograph plöcklich, ohne Uebergang, etwas sehr Selbstames, spärt dies: daß vielleicht alle Nachredakteure, daß alle Redakteure der ganzen Welt irgendwo im tiefsten Inneren weinen, nicht weil Veronika Karr gestorben ist, aber weil sie es hinausgeschrieben müssen — und er hascht nach der Hand des Nachredakteurs und streichelt sie leise.

„Verdreht, Teigel, ganz verdreht?“

Dann werden die Lichter ausgemacht.

Und Julius Teigel schlüft mit aufgeklapptem Notkragen, den gestohlenen Tod im Arm, hinaus in die Nacht . . . ins Nichts.

Vermischtes.

• Franzosen unter deutschem Trommelfeuer.
 Nach der Schilderung, die ein Franzose, „der dabei war“, in der „Revue des Deux Mondes“ gibt, sind die französischen Nerven der Wucht des deutschen Trommelfeuers nicht gewachsen. Wenn die Journalisten — heißt es da — von der Sorglosigkeit und Fröhlichkeit der Poilus schreiben, mit der sie den Wahrgen der Geschosse über sich ergehen lassen, so zigt das eben, daß diese Herren noch niemals ein Trommelfeuer durchgemacht haben und nur vom grünen Tisch aus urteilen. An den täglichen Austausch der Geschosse gewöhnt man sich wohl als an eine Gefahr, deren Bedeutung und Dauer man kennt. Aber wenn die Menge der Granaten und Schrapnelle ständig zunimmt, wenn die Kaliber größer und größer werden und methodisch jeden kleinsten Abschnitt des Grabens behämmern, dann verlieren die Poilus ihren Gleichmut. Zuerst versuchen sie es wohl noch mit allerlei schwachen Wigen, wie: „Die drüben haben sich geirrt!“ oder „Die zielen heute mal schlecht!“ Geht dann aber erst die richtige Hölle los mit dem Säusen und Pfeifen, Krachen und Blagen der Geschosse, hebt das Wimmern und Schreien der Verwundeten an und ist die Luft verpestet von dem Rauch der Explosivstoffe und den erstickenden, tränenreizenden Gasen, so ähneln die unglücklichen Verteidiger, ganz verwirrt und schreckengelähmt, den Reiten, die an Seekrankheit leiden, und sie stehen unter dem Bann der qualvollen Todesangst, die dem Weltuntergang vorausgehen soll. Mit wachsendem Entsetzen sehen sie, wie die Risse im Unterstand immer größer und größer werden. Von Zeit zu Zeit kommt ein Offizier in den zertrümmerten Graben. Er drückt sich ganz tief zusammen, spricht seinen Leuten, die sich auch so klein wie möglich machen, Mut zu und sorgt für die regelmäßige Ablösung der Posten. Ständige Aufmerksamkeit der Porchposten ist in diesen Augenblicken höchster Gefahr dringend nötig. Gelingt es dem Feinde, sich dank der Staub- und Rauchwolken und des entleglichen Geländes, das sein Verannahen verbirgt, unvermutet in den Graben der ersten Linie zu kommen, so gibt es für dessen Insassen nur ehrlöse Uebergabe oder erbarmungsloses Niedergemetzeltwerden. Jeder Widerstand der Verteidiger wird durch Handgranaten erstickt. Aber sie denken ja gar nicht an Widerstand, die Poilus, denn in ihnen lebt nur ein einziger Gedanke und ein einziger Instinkt: Nur ein Ende, nur ein Ende dieses schrecklichen Hölleuvers, lieber sterben, als das noch länger ertragen! Darum spricht auch aus den Gesichtern der Toten so oft ein unendliches Glück, das weder Worte, noch der Pinsel schildern können. Man sieht es diesen Gesichtern der Erlösten an, daß sie noch Zeit hatten, den Tod zu legnen, der zu ihnen als Befreier kam, daß sie mit dem letzten Reste ihres Bewußtseins noch die Vorstellung hatten, daß für sie nun die Ruhe käme, eine Ruhe ohne Trommelfeuer, ohne Granaten und Schrapnelle.“ — So der Franzose. Wir aber wissen aus Feldpostbriefen, wie aus dem verwunderten Zeugnis englischer Zeitungen, daß unsere feldgrauen Helden es vielmehr als eine Erlösung empfinden, wenn auf das entnervende Trommelfeuer der feindliche Sturm folgt und im Handgemenge endlich an Stelle des untätigen Wartens tatkräftiges Handeln tritt. So mußten unsere Feinde „B. anerkennen, daß in der Sommeschlacht in vollständig zerstörten Gräben noch Widerstand bis auf den letzten Mann und die letzte Patrone geleistet wurde. Wie hat doch Hindenburg einmal gesagt? „Siegen wird, wer die besseren Nerven hat!“

• Ein merkwürdiges Spielverbot. Für den Feldsoldaten ist das Spiel, sei es nun ein Kartenspiel oder ein Brettspiel, eine notwendige Anregung, und niemand, und sei es der ärgste Griesgram, wird unseren braven Feldgrauen einen Männerstolz mißgönnen. Früher aber, als es noch ein saules Lagerleben gab und Raub und Plünderung viel Geld und Geldeswert in die Hand der Krieger brachte, nahmen Spiel und Spielerleidenschaft oft gefährlichen Umfang an, und die Führer suchten deshalb den Gebrauch von Karten und Würfeln möglichst einzudämmen. Freilich, man wandte zweierlei Maß an und auch, als die Könige Richard Löwenherz und Philipp August durch eine Verordnung vom 8. Oktober 1190 gegen das Spiel in ihrem Kreuzheer einschritten, machten sie sehr bedeutsame Unterschiede und zeigten, daß sie von der Macht des guten Beispiels nichts wissen wollten. Ihr Edikt lautete nämlich: „Niemand soll im ganzen Heere irgend ein Spiel des Gewinnes halber spielen, außer den Ritzern und Geislichen, welche jedoch die ganze Nacht und den Tag hindurch nur 30 Soldi verlieren sollen.“ Uebrigens ist das Verbot, so kostete sie das 100 Soldi Strafe: „Die Könige sollten jedoch nach ihrem Belieben spielen. In der Verberge des Königs (also im Hauptquartier) können Knechte nach Befehl derselben bis 20 Soldi verspielen, ebenso in Gegenwart und nach Befehl der Erzbischöfe und Bischöfe. Wenn jedoch Knechte, Schiffleute oder andere Diener für sich spielen, so werden die Knechte drei Tage nackt vor dem ganzen Heere Schläge bekommen und die anderen Diener bezüglichen; die Schiffleute werden an drei Tagen des Morgens früh ins Meer getaucht, nach Brauch der Seeleute.“

Die Pariserin mit dem Sommerpelz. In der gegenwärtigen Dikt. so schreibt der „Matin“ in seinem jüngsten Angriff gegen die Modeauswüchse der Pariserinnen, denkt man an den Soldaten, der draußen im Felde zwischen Welschgen und Gräben

dürftet. Um so merkwürdiger ist es, daß die Pariserinnen gerade diese Zeit auserwählt haben, um sich mit ihrem Pelzwerk zu schmücken. Es ist die neueste und sinnloseste aller Moden, Ueberall in Paris erblickt man jetzt Frauen, die in der Blut des August unter der Last von Pelztragen und Pelzstolen keuchen. Und wenn man diese Bahnsinnigen betrachtet, so möchte man ihnen den Rat geben, daß sie, falls sie wirklich so sehr die Erhigung lieben, dies ja auch durch Arbeit in den Kriegswerkstätten in reichlichem Maße haben könnten. Man fragt sich, ob solche Modetorheiten in der gegenwärtigen Zeit bloß Dummheit oder krankhafter Wahnsinn sind. Im ersteren Falle müßte die Zensur einschreiten, im letzteren der Irrenarzt. Jedenfalls greift diese Epidemie immer weiter um sich, und die Pariserin im Sommerpelz wird eine von Tag zu Tag häufiger zu beobachtende Erscheinung.

Büchertisch.

— Curt Mored: Menschen im Kampf. Preis 1 M. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Bei diesen Erzählungen handelt es sich um seelische Erlebnisse von Menschen in den Stürmen außerordentlicher, ja einzigartiger Geschehnisse. Ein Dichter von feinsten Empfindsamkeit für jeden sinnlichen und seelischen Reiz, von ungewöhnlicher Schärfe des inneren Gesichts und fast visionärer Kraft des Schauens gestaltet hier einzelne Menschenschicksale in den Schrecken des Krieges.

— Der Kunstfreund. Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde. Heft 8/9. A. Bodmer, Die Schönheit der Waffen. Dr. A. Lutzenberger, Die Versicherung von Kunstgegenständen in Krieg und Frieden. B. Wahlberg, Die Erscheinung moderner Großberater im Rheinland. C. Grüttel, Kriegergräber. E. Lettlow, Werbeprämiën. F. Franke, Der Blumenstrauß. G. Trutter, Stip. Rundschau. Verlag Ad. O. Troitsch, Berlin-Schöneberg.

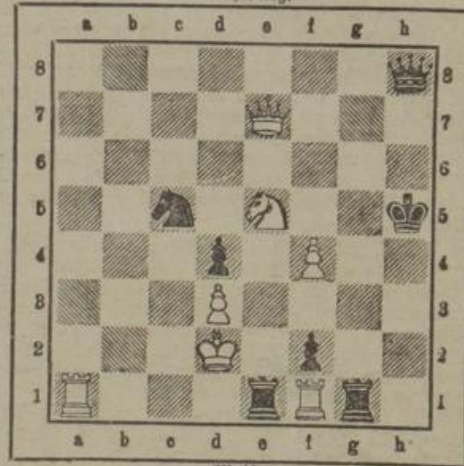
— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das erste Septemberheft ist loeben mit folgendem Inhalt erschienen: M. Kronenberg: Denken und Phantasie; Heinrich Meyer-Vensky: Gorch Fock; Walter Heymann f.: Zum Verständnis neuerer Wortkunst II; Oskar Walzel: Zu Uhlands Briefen; Georg Wilkowski: Goethe-Bücher im Weltkrieg I. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen.

— Kürschners Bücherschatz. Band Nr. 1077: Die Chronik von Wredenhagen. Roman von Hedda v. Schmid. 96 Seiten Umfang. — Preis 30 Pfg. — Perm. Hülder Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

— Das Kaninchen und seine volkswirtschaftliche Bedeutung in Kriegs- und Friedenszeiten. Praktische Anleitung für Zuchtansänger. Von A. Kaiser, Marbach bei Marburg (Lahn). Preis 30 Pfg. in den Buchhandlungen. Gegen Voreinsendung von 36 Pfg. an den Verfasser freie Zusendung. — Das Schriftchen sagt Klar und deutlich, was unbedingt erforderlich ist, um Freude anstatt Enttäuschung an der Zucht zu erleben und wirklichen Nutzen zu erzielen.

Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt in drei Zügen Matt. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Magischen Quadrats in voriger Nummer:

H	O	R	N
O	B	O	E
R	O	H	R
N	E	R	O